

Kleine Botschaft

Nr. 6. | Beiblatt zum „Chemnitzer General-Anzeiger“ und zum „Sächsischen Landboten“. | 1899.

Aneignung gesellschaftlicher Vorzüge.

Schmücke Dich mit allen Vorzügen, die ohne Gründlichkeit nichts bedeuten, ohne die aber Gründlichkeit größtentheils unnütz ist.

Nimm einen Mann von sehr mittelmäßigem Wissen, anlockend, kurz, mit allen den kleinen Gaben geschmückt! Damit vergleiche einen anderen von gesundem Verstande und großer Gelehrsamkeit, aber ohne die angeführten Vorzüge. Ersterer wird nicht nur Letzterem bei jeder Bestrebung den Rang ablaufen, sondern es wird gar keine Mitbewerbung unter ihnen stattfinden.

Kann sich wohl Jeder solche Vorzüge erwerben? Ich sage ja, wenn er will, und wenn die Umstände ihm erlauben, gute Gesellschaften zu besuchen. Aufmerksamkeit, Erfahrung und Nachahmung werden es unfehlbar zu Wege bringen.

Wenn Du einem Mann begegnest, dessen erste Anrede Dich zu seinem Vortheile einnimmt und Dir eine günstige Meinung von ihm beibringt, ohne daß Du weißt, warum, so zergliedere diese Anrede, untersuche die verschiedenen Theile, aus denen sie besteht, Du wirst alsdann finden, daß sie der Erfolg, die glückliche Vereinigung einer Bescheidenheit ohne Verlegenheit, Ehrerbietung ohne Schüchternheit, einer wohlauständigen aber ungezwungenen Stellung des Leibes und der Glieder, eines offenen, heiteren, nicht aber grinsenden Gesichts und einer zwar nicht nachlässigen, doch auch nicht gedehnten Kleidung ist. Ahme ihm also nach, nicht knechtisch, sondern so, wie einige der größten Meister in der Malerei andere nachgeahmt haben, so daß ihre Nachbilder an Schönheit und Freiheit den Urbildern gleich wurden.

Wenn Dir ein Mann vorkommt, von dem man durchgängig einräumt, er zeichne sich als ein angenehmer, wohlzogener Mensch aus, so sieh auf ihn, gieb sorgfältig auf ihn Acht, bemerke, auf welche Art er sich an seine Oberen wendet, wie er mit Seinesgleichen lebt, und wie er geringeren Leuten begegnet! Achte auf

die Wendungen seines Gesprächs beim Morgenbesuche, der Mittagsmahlzeit und den Abendbelustigungen: Werde sein Nachbild, nicht aber sein Affe!

Du wirst finden, daß er Sorge trägt, nie etwas zu sagen oder zu thun, was als Vernachlässigung oder Verachtung ausgelegt werden, oder auf irgend eine Art Anderer Eitelkeit oder Eigenliebe kränken kann. Vielmehr wirst Du sehen, daß die Leute Gefallen an ihm haben, indem er es zuerst dahin bringt, daß sie Gefallen an sich haben. Er äußert Ehrerbietung, Achtung, Hochschätzung und Aufmerksamkeit da, wo immer es sich schickt. Er sät sorgfältig aus und erntet im Ueberflusse.

Diese lebenswürdigen Vorzüge lassen sich alle durch Uebung und Nachahmung erwerben. Denn was wir sind, sind wir mehr als halb durch Nachahmung. Die Hauptsache ist, gute Muster zu wählen und sorgfältig zu studiren. Die Menschen nehmen unbemerkt nicht nur die Mienen, die Sitten und Laster Derer an, die um sie sind, sondern auch ihre Tugenden und sogar ihre Denkungsart.

Das ist so wahr, daß ich Leute von ganz geringem Verstande gekannt habe, die einen gewissen Grad von Wiß durch beständigen Umgang mit solchen, die viel davon besaßen, erlangten. Beharre dabei, Dich zur besten Gesellschaft zu halten, so wirst Du unbemerkt ihr ähnlich werden; setzest Du aber Aufmerksamkeit und Beobachtung hinzu, so wirst Du gar bald einer aus ihrer Mitte werden. Diese Anpassung an die Gesellschaft zeigt Dir die Nothwendigkeit, die beste zu besuchen und jede andere zu meiden, denn aus einer jeden wird an Dir etwas hängen bleiben.

Die Tulipomanie.

Unter allen zum Theil höchst seltsamen Manien, welche von Zeit zu Zeit die Menschheit ergriffen haben, ist wohl die Tulipomanie, welche im Anfange des 17. Jahrhunderts ungefähr ein Duzend niederländischer Städte ergriff, eine der eigenartigsten gewesen.

sonders verdicht hervorgehoben zu werden, daß gerade, während das unglückliche Deutschland am stärksten unter den Bedrängnissen des dreißigjährigen Krieges schmachtete, die reichen Niederländer sich ruhig an Tulpen ergöhten und für eine Zwiebel nicht selten so viel bezahlten, wie ein schwedisches Regiment von einer deutschen Stadt Kontribution erpreßte. Die Entstehung der Tulipomanie findet sich ums Jahr 1495 in Augsburg, und zwar im Garten des ebenso berühmten als verdienten Rathsherrn Herwarth, wo der gelehrte Konrad Gessner die erste Tulpe sah, welche Herwarth wahrscheinlich aus Italien bezogen hatte. Hierher soll der Tulpenamen aus Konstantinopel — Manche sagen auch aus Kappadozien — gekommen sein. Der Werth, welchen reiche Niederländer den Tulpen beilegte, grenzt an Fabelhafte, und doch ist er durch Handelsbücher bestätigt, aus welchen man gedruckte Extrakte in niederländischen Schriften der damaligen und späteren Zeit findet. So setzte man beispielsweise eine Zwiebel der unter dem Namen „Bizkän'g“ bekannten Tulpe zum Preise von 2500 Gulden an. Für die sogenannte „Semper Augustus“ wurden einst sogar 4600 Gulden nebst einer Kutsche mit zwei Schimmeln, und ein anderes Mal zwölf Morgen Land verschrieben. Ueberhaupt tauschte man gern Blumen gegen Waaren, Sachen, Geräte, Vieh und dergleichen ein, und es fehlte nicht viel, so hätte man wohl auch Weib und Kind, wie eine warnende Stimme sich ausdrückt, in Tulpenzwiebeln umgesetzt. Der Blumenhandel überhaupt ergriff fast alle Stände. Er hatte eigene Börsen, insgemein Wirthshäuser, Geseße, Notarien und anderes Zubehör und wurde vom Trödler wie vom Grossisten, vom Edelmann wie vom Bauer betrieben, und mancher arme Spekulant dadurch zum „grootste Hansen“. Ein gewisser Munting gewann damit binnen vier Monaten über 60000 Gulden und eine einzige Stadt soll binnen drei Jahren über 10 Millionen Gulden für Tulpen umgesetzt haben. Wie aber in der Welt Alles tiefer und schneller fällt, je höher und schneller es gestiegen ist, so erging es auch diesem Tulpenhandel, denn mit der Zeit wurde ein Spekulations- oder eingebildeter Handel daraus, wobei man nicht sowohl nach dem Besitze der Zwiebel oder Blume, sondern vielmehr nach den Prozenten trachtete, die durch Spekulation damit zu gewinnen waren. Man behandelte nämlich die Tulpen wie Aktien, bot und bezahlte große Summen für eine Zwiebel,

die man nie erhielt und gar nicht mochte, und versprach Zwiebeln, die man nie besaß, nie anschaffte und nie lieferte. Oft kaufte ein Edelmann vom Handwerker für 2000 Gulden Tulpen und verkaufte zu gleicher Zeit dem Bauer für eine andere große Summe selbst dergleichen, aber weder Edelmann noch Handwerker und Bauer besaßen Zwiebeln, erhielten dergleichen oder verlangten sie zu erhalten. Ehe die Tulpenflora anging, waren wohl mehr Zwiebeln erhandelt, bestellt und versprochen, als die niederländischen Gärten aufweisen konnten. Als die Tulpe „Semper Augustus“ nur zweimal vorhanden war, wurde vielleicht keine Art öfterer gekauft, als gerade diese. Um diesen Windhandel zu verstehen, mag hier ein Beispiel folgen: Ein Edelmann versprach einem Kaufmann, nach sechs Monaten eine Tulpenzwiebel mit 1000 Gulden zu bezahlen, für welchen Preis sie dieser zu liefern gelobte. Nach sechs Monaten war der Preis dieser Tulpenart entweder gestiegen, gefallen oder unverändert geblieben. Nimmt man an, die Zwiebel stand alsdann nicht mehr mit 1000 Gulden im Cours, sondern mit 1500, so verlangte der Edelmann nicht die Tulpe, sondern der Kaufmann mußte ihm 500 Gulden bezahlen, die also bei dem Handel dieser verlor und der Edelmann gewann. Gesetzt, nach dem verabredeten Termin sei der Preis gefallen, so daß man ein Stück für 800 Gulden annahm, so bezahlte der Edelmann dem Kaufmann 200 Gulden, die dieser als Gewinn einzog. War der Preis nach sechs Monaten noch wie vorher 1000 Gulden, so hatte Keiner gewonnen und Keiner verloren. In allen Fällen dachte Niemand daran, Zwiebeln zu liefern. Der ganze Handel war ein Hazardspiel geworden, eine Wette, ein bloßer Differenzhandel, wobei der Tulpenname gebraucht wurde. Als aber dieses Tulpen-Hazardspiel, wegen unsinniger Uebertreibung, plötzlich zu schwinden begann, da wollten auf einmal eine Menge Schlauköpfe die Tulpenzwiebeln in natura liefern, die Käufer aber sie nicht annehmen. Zahllose Prozesse bildeten den Abschluß dieser geschäftlichen Phantasterei und hatten vieles Unglück im Gefolge.

Auslöhnung jugendlicher Arbeiter.

Von behördlicher Seite werden bekanntlich vielfach noch immer die Versuche erneuert, die Gemeinden oder weiteren Kommunalverbände zum Erlasse von statutarischen Bestimm-

ingen auf Grund des § 119a der Gewerbeordnung zu bewegen, die sich auf die Auszahlung der Löhne minderjähriger Arbeiter an deren Eltern oder Vormünder beziehen. Diese fakultative Vorschrift, welche durch die Novelle vom 1. Juni 1891 in die Gewerbeordnung eingefügt ist, ist bekanntlich nur recht vereinzelt zur Durchführung gelangt. Es ist deshalb von Interesse, die Gründe kennen zu lernen, welche einen Theil der Industriellen zu einer ablehnenden Haltung in dieser Frage bestimmen. In dem neuesten Jahresbericht der Handelskammer zu Essen heißt es darüber: Zwar wird nicht in Abrede gestellt, daß eine Stärkung des Einflusses der Eltern auf die minderjährigen Arbeiter im Allgemeinen als wünschenswerth angesehen werden müsse, jedoch wird bezweifelt, daß bei den eigenartigen Verhältnissen unseres Industriebezirkes eine solche Stärkung des Einflusses der Eltern durch den Erlaß durchgreifender Bestimmungen zu erzielen sein werde. Zur Begründung dieser Ansicht wird darauf hingewiesen, daß die in hiesiger Gegend beschäftigten Arbeiter aus allen Theilen Deutschlands hierher zugeströmt sind und daß bei den hier angefahrenen Arbeiterfamilien die Sitte vielfach nicht stark genug gewesen ist, minderjährige Arbeiter bei ihren Eltern zu halten, daß sie vielmehr häufig aus dem Familienkreise ausscheiden und als Kostgänger bei fremden Leuten leben. Eine durchgreifende statutarische Regelung würde daher auf die allergrößten Schwierigkeiten stoßen und statt der erhofften Vortheile wahrscheinlich große Unzufriedenheiten im Gefolge haben.

Zur Veranschaulichung dieser Schwierigkeiten, welche sich einer durchgreifenden Regelung der in Rede stehenden Frage entgegenstellen, wurde eine Statistik vorgelegt, welche seitens des Vorsitzenden über die Zahl der in der Großeisen- und Stahl-Industrie in Rheinland und Westfalen beschäftigten minderjährigen Arbeiter im Jahre 1890 angestellt ist. Nach dieser Statistik wurden im Jahre 1890 in der rheinisch-westfälischen Eisen- und Stahlindustrie von den Werken mit mehr als 1000 Arbeitern durchschnittlich ca. 25% Minderjährige beschäftigt. Von der bei der Gußstahlfabrik von Friedr. Krupp in Essen im Jahre 1880 beschäftigten 2679 minderjährigen Arbeitern hatte überhaupt nur der fünfte Theil Eltern und Angehörige im Stadt- und Landkreis Essen; die übrigen 2100 waren zu-

gewandert aus allen möglichen Gegenden Deutschlands, meist aus dem Osten, waren also darauf hingewiesen als Kostgänger in der Stadt zu leben.

Es liegt auf der Hand, daß bei einer solchen Sachlage, die, wenn von der Vermehrung der Zahl der Arbeiter abgesehen wird, heute noch im Wesentlichen dieselbe sein dürfte, wie 1890, und die mehr oder weniger bei allen industriellen Betrieben als zutreffend erachtet werden kann, die Durchführung der angedeuteten Bestimmungen einfach unmöglich erscheint.

Gesundheitliches.

— Kalt oder warm baden? Nach einer körperlichen Ueberanstrengung oder einer intensiven geistigen Arbeit im Zustande einer Ermüdung ein kaltes Bad zu nehmen, in welcher Form es auch sei, ist keineswegs richtig, und die Erfrischung, die darauf folgt, ist nur scheinbar und kurz dauernd. Ein kaltes Bad hat die Wirkung einer Anregung, eines Reizes und fügen wir zu einem schon vorhandenen Reizzustand einen neuen Reiz, so tritt wohl momentan eine scheinbare Wiederbelebung ein und wir fühlen uns zu neuer Leistung gekräftigt und gestärkt; sehr bald aber wird die Abspannung um so größer, und wir werden trotz aller Energie den Körper nicht zu fernerer Arbeit zwingen können. Nur das warme Vollbad vermag dem Ermüdeten Erholung zu gewähren, und je länger wir, z. B. nach einem anstrengenden Marsche in der mit Wasser von 28 Gr. Reaumur gefüllten Baune bleiben, desto mehr tönt der erregte Nerv ab, desto mehr überkommt uns das wohlthuende Gefühl der Ruhe, welche die Grundbedingung für jede erspriehliche spätere Thätigkeit ist. Darum ist ein kaltes Bad wohl des Morgens nach Verlassen des Bettes am Platze, viel weniger aber im Laufe des Tages und besonders ist es geradezu falsch und verkehrt gehandelt, wenn wir für den durch Arbeit ermüdeten Körper in einem kalten Bade die Quelle neuer Kräfte suchen."

— Der Haarwuchs wird durch kalte Waschungen des Kopfes sehr gekräftigt. Das dabei weniger feststehende Haare ausfallen, ist nicht zu beklagen, da dieselben, die ohnehin bald ausgefallen wären, doch nur kräftigerem Haarwuchs Platz machen.

—*— Für unsere Frauen. *—

Koche mit — Heu!

Etwas Neues für die Küche meiner lieben Mitschwestern
Von Wanda Kostowska.

(Fortsetzung.)

Ich sollte mich aber gewaltig irren. Am Abend, als wir aus dem Theater nach Hause kamen — ich dachte gerade, er würde sich über das Stück und den Verfasser äußern, mißgünstig natürlich, wie gewöhnlich — fing er schon wieder an, und wieder von seinem „Heuofen!“ Es ist erstaunlich, was für eine Konsequenz so ein Mann entwickeln kann, wenn er sich erst einmal Etwas in den Kopf gesetzt hat. Ich glaube, wenn wir auf dem Blumenkorso oder zum Empfang beim Kultusminister gewesen wären, er hätte immer wieder seinen „Heuofen“ aufs Tapet gebracht!

Schließlich wurde mir die Sache doch zu dumm, und um dem ewigen Gerede ein Ende zu machen — habe ich wirklich so ein Ding hergerichtet und damit alle möglichen Proben angestellt.

Ja, was soll ich sagen? Es wird mir schwer, es einzugestehen, aber der Wahrheit die Ehre! mein Mann hat leider Recht gehabt. Es ist wirklich eine famose Sache. Und sie ist so nett, daß ich nur allen meinen Mitschwestern herzlich rathen kann, es ebenso zu machen und sich viele Kosten, vielen Ärger, viele Zeit in Zukunft zu ersparen. Ich würde meinem Alten den Triumph gewiß nicht gönnen — aber die Liebe zur kochenden weiblichen Menschheit geht doch vor.

Lassen Sie sich also erzählen, wie ich's gemacht habe, und wie es mir ergangen ist.

Ich nahm also eine Kiste von etwa 60 Zentimetern Länge, Breite und Höhe her, füllte sie mit gutem Heu, das ich mir aus einer Fouragehandlung besorgte — gutes Heu muß es sein, wie ich aus den Erfahrungen weiß, die zum Glück nicht ich, sondern eine meiner Freundinnen gemacht hat — und mein „Heuofen“ war fertig; nur ein einfaches Leinentissen, um die Geschichte nachher zuzudecken, wie bereits erwähnt, mußte noch hergerichtet werden. Das war bald geschehen.

Natürlich eignen sich für dies Verfahren nicht die sogenannten Kasserolen oder andere Gefäße mit langen Stielen und Griffen, die nur im Wege sein würden; auch darf kein Ring darum liegen, das hindert das feste Verstopfen des Heues. Man nimmt einen

der hohen Kochtöpfe mit zwei Griffen oben daran, wie man sie ja vielfach benutzt. Hat man einen der luftdicht schließenden Papin'schen oder Umbach'schen Töpfe, desto besser; wenn nicht, geht es auch so.

Dies vorausgeschickt, konnte es also mit dem Probiren losgehen. Der Anfang wurde mit meines Mannes Leibgericht gemacht: Irish Stew, wie man Kohl mit Hammelfleisch nennt.

Die Speise wurde eine Viertelstunde auf dem Feuer gekocht, dann der zugedeckte Topf vom Feuer weg sofort in die Mitte der Kiste gestellt, das Heu festherumgestopft, das Tissen darauf gelegt und schließlich noch der Kistenbedeckel selber darüber. So blieb die Sache bis zum Anrichten stehen, etwa drei Stunden. Mein Dienstmädchen schnitt freilich ganz außerordentliche Grimassen, ich glaube, sie zweifelte an meiner Zurechnungsfähigkeit. Aber das focht mich nicht an. Ich nahm es als wohlverdiente Strafe dafür, daß ich anfänglich meinem Manne gegenüber auch die überlegene Zweiflerin gespielt hatte. Vermuthlich hat sie mich damit auch im ganzen Hause herumgetragen. Mag sie! Die Mädchen klatschen so wie so, auf ein bißchen mehr kommt es nicht an. Sie kann jetzt nun auch von meinen Erfolgen erzählen, das soll ihre Strafe sein.

Wir wurden das letzte Mal unterbrochen. Lassen Sie mich also heute weiter erzählen.

Ich hatte von meinem ersten Kochversuche mit der neuen Heumethode berichtet. „Irish Stew“ — Kohl mit Hammelfleisch — war eine Viertelstunde lang auf dem Feuer gekocht, dann der zugedeckte Topf fest in die Kiste hineingesetzt, das Heu fest herangedrückt, ein Tissen darüber gelegt und schließlich die ganze Kiste zugemacht worden . . .

So wartete ich der Dinge, die da kommen sollten.

Als mein Mann nach Hause kam, that ich mich selbstverständlich furchtbar wichtig mit meiner neuen Kochmethode, und er that sich womöglich noch wichtiger. Der Kohl war ja auch sehr schön weich und schmeckte prachtvoll, aber als wir an das Fleisch kamen, war die Enttäuschung groß: es war noch zäh!

Da war also etwas nicht in Ordnung. Und nach verschiedenen Versuchen habe ich nun festgestellt, wie es mit Fleisch gemacht werden muß.

(Fortsetzung folgt).